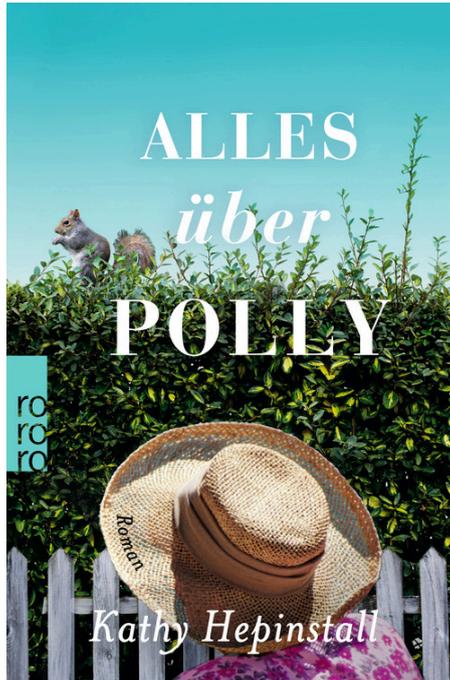


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29120-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Kathy Hepinstall ist in Texas aufgewachsen und lebt in Portland, Oregon. «Alles über Polly» entspringt ihrem eigenen Leben - die Figur Polly basiert auf ihrer Mutter. Kathy Hepinstall hat bereits mehrere Romane veröffentlicht.

Kathy Hepinstall

Alles über Polly

Roman

Aus dem Englischen von Gertrud Wittich

Rowohlt Polaris

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel «The Book of Polly» im Verlag Viking / Penguin Random House LLC, New York.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, Dezember 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«The Book of Polly» Copyright © 2017 by Kathy Hepinstall

Redaktion Jan Möller

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula

Schmidt, nach einem Entwurf von Penguin Random House

Umschlagabbildung Steve Satushek; JPM/Getty

Images, Elektrons08; Iris Friedrich/plainpicture

Satz aus der Adobe Garamond Pro bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 29120 3

Inhalt

Widmung

Prolog

I Gartenfeinde

1

2

3

4

5

II Kostbare Fracht

1

2

3

4

5

III Der Bär

1

2

3

4

5

IV Niemandsländ

1

2

3

4

5

Danksagung

I

Gartenfeinde

1

Was mich am allermeisten quälte, noch mehr als Pollys Geheimnisse, war die Tatsache, dass sie rauchte wie ein Schlot. Ich kannte die Bilder von schwarzen Raucherlungen aus dem Fernsehen und stellte mir vor, dass Pollys alte, abgenutzte Lungen bei jedem Inhalieren zitterten wie Soldaten im Schützengraben, die das tödliche Gas auf sich zukriechen sahen. Da war diese Frau aus unserer Schulkantine. Sie rauchte unheimlich gern Salem Lights. Ich sehe sie noch heute vor mir, wie sie im Schürzenkittel draußen auf dem Schulhof stand und mit Genuss vor sich hin paffte. Dann wurde sie krank und ließ sich eine Zeitlang nicht mehr blicken. Irgendwann tauchte sie wieder auf, dünn und blass, und servierte uns mit einem Haarnetz über dem jetzt kahlen Kopf unsere Spaghetti. Eines Tages verschwand sie ganz. Über die Lautsprecheranlage wurde uns mitgeteilt, sie sei verstorben, und wir bekamen alle panierte Zwiebelringe geschenkt.

«Schade um die Arme», bemerkte Polly, «man kann nie wissen, wann einen der Bär erwischt.» Sie nahm nie das Wort *Krebs* in den Mund. Sie befürchtete wohl, die Krankheit könne es als Einladung auffassen, sich in ihren Zigaretten einzunisten. Deshalb nannte sie sie *Bär*. Manche Leute hatten Lungen-Bär, andere Magen-Bär, Haut-Bär oder, am schlimmsten von allem (und das flüsterte sie): Popo-Bär, also Darmkrebs. «Mein Onkel hatte Popo-Bär», erzählte sie mir traurig, «ist total abgemagert, wog am Ende nur noch vierzig Kilo, der Arme. Aber sie haben's ihm rausgeschnitten, und danach ging's ihm ein paar Jahre wieder gut. Bis er einen Herzinfarkt kriegte, als er sich gerade über eine Regentonne beugte, und er ertrunken ist.»

Als ich acht war, erzählte uns unsere Lehrerin vom *Great-American-Smokeout*-Tag. Wenn es Rauchern gelänge, einen Tag lang auf Zigaretten zu verzichten, so die Theorie,

könnten sie es vielleicht auch schaffen, ganz damit aufzuhören. Fasziniert schaute ich auf Kurvendiagramme mit stabileren Kreislauf-Werten, verbesserter Lungenfunktion und einer Herzschlagfrequenz, die abfiel wie ein Spatz im Sturzflug.

Am Morgen des *Great American Smokeout*, für den Polly absolut kein Interesse aufbrachte, versteckte ich ihre letzte Schachtel Virginia Slims. Sie bemerkte es, kurz bevor der Schulbus eintraf.

Seit Vaters Tod arbeitete Polly im Drogeriemarkt Walgreens als Kassiererin. Sie trug bereits ihren Kittel und ihr Namensschildchen, als sie mich zur Rede stellte.

«Willow», sagte sie, «komm doch bitte mal her.»

«Ja, was ist?», fragte ich unschuldig. Mein Haar war zu zwei Zöpfchen gebunden, ich hatte meine geliebte Lunchbox unter dem Arm und war zum Aufbruch bereit.

«Wo sind meine Zigaretten?»

«Weiß ich nicht.»

Sie zog die Augenbrauen hoch.

«Lüg mich nicht an, Willow.»

Ich schaute ihr trotzig in die Augen. «Heute ist der *Great American Smokeout*.»

«Na und? Das hat sich irgend so ein Idiot ausgedacht, der nicht mal selbst raucht. Was wäre, wenn es einen nationalen *Piss-dir-in-die-Hosen-Tag* gäbe? Sollte ich mir dann auch in die Hosen pissen?»

«Ich muss zur Schule.»

Ich öffnete die Haustür. Eine milde Frühlingsbrise wehte das entfernte Geschnatter der Kinder an der Bushaltestelle herein.

«Du bleibst schön hier.»

«Mom, ich bin noch nie zu spät gekommen!»

«Das brauchst du auch heute nicht. Sag mir einfach, wo du meine Zigaretten versteckt hast.»

Ich drehte mich zu ihr um, ließ die Tür aber offen. Wir starrten einander an. Ich hielt den Griff meines Lunchkörfers fest umklammert. Zwischen Pollys Augenbrauen erschien eine steile Falte. In der Ferne hörte ich den Bus heranrumpeln.

Die Fronten waren abgesteckt. Ich hasste meine Mutter in diesem Moment, aber nicht genug, um klein beizugeben. Heute war *National Smokeout Day*. Ich war entschlossen, wenigstens ein bisschen was zu bewirken.

«Der Bär wird kommen und dich holen», drohte ich ihr, «so wie die Lady aus der Kantine. Willst du das?!»

Wir starrten einander an. Der Bus kam mit einem lauten Schnaufen an der Haltestelle zum Stehen. Zischend öffneten sich die Türen. Kurz darauf schlossen sie sich mit einem dumpfen Knall. Der Bus rumpelte weiter. Stille.

«Zu meiner Zeit sind Mädchen, die die Schule geschwänzt haben, schnell vom rechten Weg abgekommen. Sie wurden zu Flittchen und sind früh schwanger geworden.»

«Du bist so gemein!», schimpfte ich.

«Nein, du bist gemein!», schoss sie zurück. «Deiner alten Mutter die Zigaretten zu klauen! Jetzt muss ich extra losfahren und neue kaufen.»

«Ich will doch bloß nicht, dass du stirbst!», brüllte ich. In mir brodelte die heilige Wut.

Erneut erschien die Falte zwischen ihren Augen. «So ist der Lauf der Dinge eben!», schrie sie. «Eltern sollten vor ihren Kindern sterben. Und die können sich dann gleich darauf ums Erbe streiten. Jetzt sag mir sofort, wo du meine verdammten Zigaretten versteckt hast.»

Ich stand stockstill da und machte keinen Mucks. Ich wollte mich nicht durch irgendeine Bewegung oder einen Blick verraten, Polly unabsichtlich einen Hinweis geben, wo es wärmer wurde. Sie verschwand laut schimpfend in meinem Zimmer. Ich hörte, wie sie Schubladen aufriss und in

Schränke schaute. Danach war die Küche dran, dann das Wohnzimmer. Sofakissen flogen, der Zeitschriftenständer klapperte, die Jalousien ratterten.

Ich würde den Kürzeren ziehen, das wusste ich jetzt schon. Es würde vergeblich sein, ein letzter verzweifelter Versuch, sie vor sich selbst zu schützen. Ich konnte meine Mutter nicht zwingen, das Rauchen aufzugeben. Oder sie davon abhalten zu sterben. Trotzdem bedeutete es mir in jenem Moment alles. Ja, ich war stolz darauf, noch keinen einzigen Schultag versäumt zu haben. Aber noch wichtiger war mir, nicht die Letzte unserer Familie zu sein, allein übrig zu bleiben, ein einsames blaues Ei in einem zerzausten alten Nest.

«Verdammt», murmelte Polly, «verdammt noch mal! Verdammt Fratz.»

Am Ende sank sie erschöpft auf den Klavierhocker in der Diele. Wir starrten einander an. Plötzlich wurden ihre Augen schmal, ein lauernder Ausdruck breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Hatte ich mich verraten? Sie wandte den Kopf und richtete den Blick auf das verstimmte alte Klavier.

Sie schlug das hohe C an.

Mir stockte der Atem.

Sie schlug das D an.

Mir rutschte das Herz in die Hose.

E, F ...

Das G klang verdächtig dumpf.

Sie richtete sich überrascht auf. Schlug es erneut an.

«Nicht, Mom!», flehte ich. Aber es war zu spät. Sie sprang auf, kletterte auf den Hocker und spähte unter die Abdeckung.

«AHA!», rief sie triumphierend aus. Sie schob einen Arm ins Innere des Klaviers und holte eine zerknickte Zigarettenschachtel heraus. Es war die Packung Virginia Slims, die sie gestern Abend angebrochen hatte. Sie fischte eine Zigarette heraus und versuchte sie geradezubiegen, was nicht

so recht gelang. «Ach, das geht schon», verkündete sie zufrieden. Als sie mein Gesicht sah, erlosch ihre Schadenfreude. Sie ließ die Hand mit der verbogenen Zigarette sinken.

«Mach dir nichts draus, Fratz, du hast dein Bestes gegeben», tröstete sie mich. «Ich werde die hier erst rauchen, wenn du weg bist, ja? Und jetzt komm, ich fahre dich zur Schule.»

-

Meine Angst um Polly war ständig präsent und überschattete selbst die schönen Dinge in meinem Leben: ihre selbstgemachte Götterspeise mit extra vielen Fruchtstücken. Das gemeinsame Filmegucken. Mein Lieblingsgeräusch, das satte Zufallen einer Autotür. Das weiche Fell eines Meerschweinchens. Knuspriges, warmes Popcorn. Die glatte schwarze Oberfläche eines Teichs, über den ich Kiesel springen ließ.

Polly hatte keine Ahnung, wie groß meine Ängste waren; dass ich nachts oft an ihrem Bett stand und ihren Atemzügen lauschte, voller Furcht, ihr Herz könnte zu schlagen aufhören und ich müsste versuchen, es mit meinen Kinderhänden wieder anzuwerfen wie den Motor eines alten Kutters. Ich besaß eine große Puppe mit Porzellankopf, an der ich Wiederbelebungsübungen durchführte, die ich mir aus einem Buch beigebracht hatte. Die Puppe starrte mich mit großen blauen Glasaugen traurig an, während ich ihre flache Brust pumpte und dabei verbissen die Intervalle zählte.

«Ich glaub nicht, dass das viel hilft», bemerkte Dalton, mein bester Freund. Er war klein, flink und drahtig, mit ausdrucksvollen Augenbrauen und ziemlich langen Haaren, die er zurückkämmte und hinter die Ohren strich. Er hatte zwei Dellen neben den Augen, weil man ihn bei der Geburt mit einer Zange aus dem Leib seiner Mutter holen musste. Spä-

ter war die Mutter dann mit einem Fremdenführer aus Key West durchgebrannt.

Daltons Vater scherte sich nicht viel um Erziehung. Es war ihm egal, ob Dalton in dreckigen Jeans herumlief, die Hausaufgaben liegen ließ oder die ganze Nacht mit dem Rad durch die Gegend fuhr, wenn er Lust darauf hatte. Polly war ungewöhnlich nett zu Dalton, wenn auch auf eine strenge Art. «Ist ja nicht seine Schuld, dass seine Mama abgehauen ist», erklärte sie. «Man muss sich bloß diese Dellen neben seinen Augen ansehen, um zu wissen, dass sie auch ganz schön was durchgemacht hat. Damit will ich nicht sagen, dass das der Grund ist, warum sie verduftet ist. Ich bin seinem Vater ein, zwei Mal über den Weg gelaufen. Ein Hauptgewinn ist der nicht, das kann ich dir versichern. Wie auch immer, es geht mich nichts an.» Dalton erinnerte sie an einen anderen Jungen aus der Nachbarschaft, der früher hier gelebt hatte.

«Hieß Phoenix Calhoun. Seine Eltern haben sich einen Dreck für ihn interessiert, keine Ahnung, wieso. Was für ein Sonderling der war! Lief im Dezember barfuß rum. Aber dein Bruder und er waren die dicksten Freunde. Auf Phoenix konnte man immer zählen. Der war treu wie ein Collie.»

Daltons Dad hatte oft Freundinnen, die es aber nie lange bei ihm aushielten. Dalton hatte zum Thema «Mütter» daher eine eher stoische Einstellung.

«Sie darf nicht sterben!», rief ich leidenschaftlich aus. «Aber sie ist so fürchterlich alt.»

«Alles stirbt irgendwann», meinte Dalton achselzuckend. «Wenn ich etwas gelernt hab, dann das. Dad sagt, dass die Liebe meiner Mom zu ihm gestorben ist, als sie sich darüber stritten, wer das Fleisch fürs Abendessen auf der Anrichte liegen gelassen hat. Und peng. Das war's dann.»

Ich schaute auf meine Puppe. Das Porzellangesicht, die himmelblauen Augen, die lächerlich langen Wimpern. «Komm, hilf mir zählen», forderte ich Dalton grimmig auf.

Unbesiegbar schien meine Mutter nur, wenn es um ihren Garten ging. Wir hatten einen schönen großen Garten, der unser Grundstück von allen Seiten umschloss. Im Vorgarten blühten Veilchen im Schutz von Liguster und Stechpalmenhecken. Es gab Weißdorn, Iris und Hortensien (blau und rosa). Im Garten hinter dem Haus gab es einen Feigenbaum, ein Pfirsichbäumchen, Mandarinen und einen Pecanussbaum. Meine Mutter hatte einen Gemüsegarten angelegt, zehn lange Beete, die sie selbst umgegraben und gestaltet hatte. Dort zog sie Tomaten, Gurken, Flaschenkürbisse, Auberginen, Frühkartoffeln, Kentucky-Wonder-Stangenbohnen, verschiedene Paprikasorten und Zuckererbsen. Erdbeeren. Grünzeug, Salat. Das waren ihre Kinder, die sie hegte und pflegte, die sie ausschimpfte und lobte und die sie erntete. Vorausgesetzt, dass ihr kein Frost, keine Dürre und kein Ungeziefer einen Strich durch die Rechnung machte.

«Mistviecher», schimpfte sie gerne und bezog sich damit auf Raupen, Spinnen, Blattläuse, Baumwanzen und Schnecken, aber auch auf Waschbären, Eichhörnchen, Opossums, Unkraut, die Haustiere der Nachbarn und die Nachbarn selbst.

Auf der einen Seite wohnte Darcie Burrell – eine klapperdürre Frau mit einem permanent zwiespältigen Gesichtsausdruck, als ob tief in ihr drin jemand versuchte, eine Katze zu baden. Sie ging auch in unsere Kirche und war bekannt dafür, dass Leute, für die sie betete, bald starben.

«Ein richtiger Todesengel», behauptete Polly, «so einen gibt's in jeder Gemeinde. In Bethel hatten wir auch einen. Sie hatte einen Riesenkropf und blaue Zehen.»

Mrs. Burrell hatte zwei kleine Zwillinge, einen Jungen und ein Mädchen. Sie waren mehrere Jahre jünger als ich und einfach furchtbar. In ihrem Garten stand ein Trampolin, das sie mit Vorliebe benutzten, weil sie dann zu uns über den Zaun schauen und obszöne Gesten machen konnten.

Polly ließ sich nicht lumpen und zeigte ihnen ebenfalls den Stinkefinger.

«Mom», sagte ich, «komm schon, die sind doch noch klein.»

«Alt genug, um uns den Stinkefinger zu zeigen. Dann sind sie auch alt genug, um ihn gezeigt zu kriegen», erklärte sie grimmig. «Ich weiß, die Bibel sagt, man soll seinen Nächsten lieben, aber ich hasse diese Brut. Das sind richtige Biester. Eine Kreuzung aus Kind und Kanalratte.»

Mr. Burrell war Pilot und nur selten zu Hause.

«Wer's glaubt, wird selig», schnaubte Polly. «Ich wette, der ist gar kein Pilot, sondern Schuhverkäufer oder so was, und er verbringt seine Nächte irgendwo auf einer Parkbank, um nicht nach Hause kommen zu müssen, zu diesen Bälgern.»

«Mrs. Burrell sagt, ihre Kinder sind hochbegabt.»

«Ja, klar, weil sie auf diese feine Montosaurus-Schule gehen.»

«Montessori», korrigierte ich. Ich hatte in einer Zeitschrift darüber gelesen. Ich wäre selbst gern auf eine solche Schule gegangen. Man arbeitete sich einfach selbstbestimmt von Lerneinheit zu Lerneinheit vor, ohne Noten, ohne Druck. Aber leider war ich nicht hochbegabt.

«Für mich ist das eine Rattenkolonie», erklärte Polly.

Eines Morgens stellten wir fest, dass unsere Mülltonnen, die ich am Abend zuvor auf den Gehsteig gerollt hatte, umgekippt worden waren. Und die Zwillinge in unseren Abfällen wühlten.

Mrs. Burrell kam sofort aus dem Haus gerannt, als sie Pollys Geschrei und Geschimpfe hörte. Die Zwillinge nahmen es bloß gleichgültig zur Kenntnis.

«Was macht ihr da, ihr Bälger?», schrie Polly. «Seid ihr Waschbären, oder was? Pfoten weg von meinem Müll!»

«Wir sind eben wissbegierig!», behauptete der Junge. Das war ihre Standardausrede bei allem, was sie anstell-

ten. Und ihre Mutter fiel jedes Mal darauf rein. «Das verstehe ich ja, Kinder, aber doch nicht so!», ermahnte sie die beiden wohlwollend. «Jared und Madison, ihr entschuldigt euch jetzt bei Mrs. Havens.»

Die Zwillinge grinsten teuflisch. «Tut uns leid!», sangen sie im Chor.

«Einen Scheißdreck tut es euch!», schnaubte Polly.

Mrs. Burrell runzelte die Stirn. «Mrs. Havens, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie solche Ausdrücke in Zukunft vermeiden würden!»

«Ist das Ihr Ernst?», konterte Polly. «Ich habe Ihre Kinder schon ganz andere Ausdrücke benutzen hören, wenn sie draußen auf dem Gehsteig herumlungern und Ameisen mit dem Hammer zerquetschen.»

«Geht ins Haus, Kinder.» Sie sah Polly mit Märtyrermiene an. «Meine Kinder gehen auf eine Montessori-Schule. Dort werden sie dazu ermuntert, offen für neue Erfahrungen zu sein. Sie wissen nur eben manchmal nicht, was sich gehört und was nicht.»

Aber damit ließ sich Polly nicht abspeisen. «Schicken Sie sie ruhig zu mir, das bläue ich ihnen gern mit der Rute ein.»

Mrs. Burrell schnappte entsetzt nach Luft. «Aber Mrs. Havens! Gewalt ist keine Lösung.»

Wir schauten dabei zu, wie sie den Abfall aufsammelte, ohne ihr zu helfen.

«Vergessen Sie nicht, die Tonnen dann wieder an den Straßenrand zu stellen. Mit dem Griff zum Rinnstein», instruierte Polly sie.

Aber die Zwillinge waren nicht das einzige Problem mit den Burrells. Polly beschwerte sich bitter über das aggressive Bermudagrass, das sich unter dem Zaun hindurch bis zu uns verbreitet hatte und ihr vornehmeres St.-Augustin-Grass zu verdrängen drohte. Und der Gärtner der Burrells hatte die üble Angewohnheit, das Feuerholz an dem Holzzaun zu unserem Grundstück aufzuschichten, was diesen verrot-

ten ließ. Polly hatte ihn außerdem im Verdacht, Pestizide zu verwenden, die auch die Bienen töteten. Bienen waren für meine Mutter kein Ungeziefer, sie waren eine Gottesgabe. Auf zarten Flügeln und mit krummen Beinchen verteilten sie Pollen und Segen. Die Burrells waren Bienenmörder, und das war in Pollys Augen das Schlimmste, was es gab.

«Sie haben keine Achtung vor der Natur», schimpfte sie, ohne sich darum zu scheren, dass sie selbst seit Jahren einen Krieg gegen die Schädlinge in ihrem Garten führte. «Wer weiß, wie viele kleine Tierleben diese schrecklichen Bälger schon mit ihrem Hammer zerstört haben.»

Auf der anderen Seite lebte der alte Tornello mit seiner Frau. Beide waren sehr zurückgezogen und ließen sich selten blicken, in ihrer Auffahrt häuften sich die Werbeprosperkte und Stadtteilmagazine. Mr. Tornello war mürrisch und langsam wie eine Schnecke. Mrs. Tornello war verhuscht und winzig und hatte fast ständig irgendwo ein Pflaster auf dem Gesicht.

«Sie hat Haut-Bär», flüsterte Polly mir zu. «Hat in ihrer Jugend zu viel Sonne abgekriegt. Sie war mal Miss Kansas, musst du wissen. Immer noch eine hübsche Frau, so ein zartes Gesicht. Eine Schande.»

Mit Mrs. Tornello und ihren wechselnden Pflastern hatte meine Mutter also Mitleid. Mit Mr. Tornello und seinem schwachen Herzen nicht.

«Dieser Mann ist doch bloß noch aus reiner Bosheit am Leben», vertraute sie mir an. «Sein altes Herz wird noch schlagen, wenn ich längst unter der Erde liege.»

Auch der alte Tornello hatte mehrere unverzeihliche Verbrechen begangen. Er hatte einige Äste von Pollys heißgeliebtem Judasbaum abgesägt, bloß weil ein paar der roten Blüten auf sein Grundstück gefallen waren. Die Löwenzahnplage auf seinem Rasen samte jedes Frühjahr aus und schickte ihre satanische Fracht über den Zaun zu uns hinüber. Überdies war er der Besitzer des einäugigen Katers,

der sich mit Vorliebe auf dem Zaun zu unserem Garten niederließ und meine Mutter unheilvoll anstarrte.

Ob es regnete oder die Sonne schien, Polly befand sich das ganze Jahr über im Dauerclinch mit den Feinden ihres Gartens, wozu nicht nur die Nachbarn gehörten, sondern auch die kalten Winter und die Regengüsse, die ihr im Hochsommer die Tomaten verbrühten. Hinzu kamen Pilzbefall, Insektenplagen, die Waschbären, die über den Zaun kletterten und Pollys Feigen fraßen, und natürlich die Eichhörnchen. Die Eichhörnchen waren am schlimmsten von allen. Sie raubten all ihre Pecannüsse, fielen über die Pfirsiche her oder fegten durch den Garten und rissen dabei die Strauchtomaten herunter, die Polly mühsam hochgebunden hatte. Sie kletterten auf die Futterspender und fraßen den Vögeln die Körner weg. Sie nagten am Bleimantel der Entlüftungsrohre und machten das Dach undicht.

Polly probierte es damit, eine Gummischlange in den Pfirsichbaum zu hängen, um die Eichhörnchen abzuschrecken. Am nächsten Tag fanden wir die Schlange mit dem Bauch nach oben im Gras liegen. Dann versuchte sie es mit einer Mischung aus Cayennepfeffer, Essig und Wasser, die sie an der Gartengrenze verspritzte, aber vergebens. Richtig nervös wurde sie, wenn die Pecannüsse reif wurden. Dann lief sie zornig grummelnd auf der Terrasse auf und ab und rauchte eine Zigarette nach der anderen bis auf den Filter herunter. Ihre Flinte war nur mit Platzpatronen geladen, das wusste ich. Aber sicherheitshalber versteckte ich Shels alte Luftpistole, aus Angst, sie könnte damit auf ein Eichhörnchen schießen.

«Das Ding ist ohnehin nutzlos. Dein Bruder hat deiner Schwester damit mal in die Wade geschossen, und alles, was das bewirkt hat, war, dass sie heulte und nach Jesus schrie. Damit kriegst du die Biester nicht klein, sonst hätte ich's längst versucht.»

Sie musterte mich durchdringend. «Und glaub nicht, ich wüsste nicht, auf wessen Seite du stehst!»

Polly wusste, dass ich Verräterin all die großen und kleinen Viecher insgeheim liebte, und als sie mich einmal dabei erwischte, wie ich ein Eichhörnchen mit einer Pecannuss füttern wollte, regte sie sich fürchterlich auf. («Und nicht einfach eine Nuss, auch noch eine geschälte!») Sie ahnte ja nichts von den Plänen, die Dalton und ich geschmiedet hatten: Eines Tages würden wir unser Erspartes zusammenlegen und uns hinter dem alten Feldweg, wo es billig war, ein Stück Land kaufen, um darauf ein Heim für unsere pelzigen Freunde zu eröffnen. Dort würden wir inmitten unserer geretteten Lieblinge leben, uns von Kuchenteig und Hot Dogs ernähren und Ziegen in unserem Wohnzimmer schlafen lassen.

Dalton hatte ein riesiges Grundstück hinter dem Haus, mindestens doppelt so groß wie alle anderen Gärten in der Gegend. Es bot schon jetzt jeder Menge Tiere Zuflucht, Hunden, Katzen, Kaninchen, Hühnern und einem Ochsenfrosch-Pärchen, das sich im Farndickicht hinter dem alten Koi-Teich häuslich eingerichtet hatte. Daltons Dad, Pete, mochte Tiere, machte sich nicht viel aus festen Regeln und war meist sowieso angetrunken, weshalb die Schar pelziger, gefiederter oder sonstiger Asylanten immer weiter wuchs. Sie war wohl auch der Grund dafür, warum seine Frauen es nie lange bei ihm aushielten. Pete war außerdem in Daltons und mein tiefstes und dunkelstes Geheimnis eingeweiht.

In der Allengrove Street lebte eine Familie mit zwei Pudeln, die sie draußen im Garten verkommen ließ. Die Tierchen waren dünn und abgemagert und hatten ein zottiges, ungepflegtes Fell. Dalton und ich warfen ihnen, wann immer wir konnten, Hot Dogs über den Zaun. In einer bitterkalten Nacht im Dezember, als sich die Hunde frierend in einer Ecke des Gartens zusammenkauerten, schlichen Dal-

ton und ich uns aus dem Haus, kletterten über den Zaun und stahlen sie. Wir nahmen sie mit zu ihm, badeten und kämmten sie und schnitten ihnen die Krallen. Sie durften bei Dalton im Bett schlafen und waren glücklich wie noch nie. Die Familie, der die Hunde gehört hatte, hängte Suchmeldungen aus und versprach einen Finderlohn. Aber wir brachten sie nie mehr zurück.

Polly hielt nichts von Menschen, die Tiere vernachlässigten oder quälten. Trotzdem war ich mir nicht ganz sicher, wie sie auf eine dreiste Entführung reagiert hätte, und verriet ihr deshalb nichts. Diese Erfahrung lehrte mich eins: Dass ich es zwar nicht mochte, wenn sie Geheimnisse vor mir hatte – die meinen aber behielt ich gern für mich.

-

Als ich eines Tages Anfang September von der Schule nach Hause kam (ich war inzwischen in der fünften), blätterte Polly wieder einmal im *Farmer's Almanach*.

«Suchst du nach einem neuen Eichhörnchenschutz?», erkundigte ich mich.

«Nein», entgegnete sie, «viel besser: Ich hab bereits einen gefunden! Den besten von allen: den natürlichen Feind des Eichhörnchens!»

«Du hast dir im Katalog einen Hund bestellt?»

«Nein, du Dummkopf.» *Dummkopf* war eins ihrer Koseworte für mich, sie sagte es mit einer freundlichen, netten Stimme, wie eine alte Oma das Wort *Herzchen*. Als wenige Tage darauf ein Paket eintraf, kicherte meine Mutter vergnügt. Sie öffnete es und nahm eine Plastikeule heraus, die erstaunlich echt aussah, mit einem gebogenen Schnabel, einem Kopf, der sich drehen ließ und stechenden gelben Augen, die mich anstarrten, als wollten sie mich auf Eichhörnchen durchleuchten. Polly stellte sie auf den Küchentisch,

um sie ausgiebig bewundern zu können. «Hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Mrs. Burrell, findest du nicht? Und um den Schnabel herum erinnert sie mich an den alten Tornello.» Sie setzte die Eule in den Pecannussbaum und tätschelte ihr den Kopf. «Diesen Herbst werden wir nach Herzenslust Pecannusskuchen essen, wirst schon sehen!»

Sie legte sich am Terrassenfenster auf die Lauer und wartete ab. Nach einer Weile sprang ein Eichhörnchen vom Zaun in den Garten und näherte sich dem Baum, dessen Nüsse einladend grün in der Sonne funkelten. Der Wind strich durch das blühende Pampasgras. Die Sonne ging langsam unter, aber Polly hockte nach wie vor reglos am Fenster und ließ ihren Erzfeind nicht aus den Augen. Ich hatte schon Angst, sie würde zur Statue erstarren, ein Mahnmal für Rachsucht und Gehässigkeit. Aber ich harrete geduldig neben ihr aus.

«Da, schau», flüsterte Polly, «der kleine Mistkerl ist auf dem Weg zum Nussbaum.»

Das Eichhörnchen huschte ein Stück und hielt an, huschte und hielt an, stellte sich auf seine kleinen Hinterbeine und schaute zu der Eule hinauf.

Die Eule starrte zurück. Polly spannte sich an.

Da machte das Eichhörnchen kehrt und schoss davon, sprang auf den Zaun und verschwand in der Dämmerung.

Polly jubelte. «Die Eule hat's geschafft! Die war ihre zweiundzwanzig neunundneunzig wert! Und die drei Dollar fünfzig Versandkosten!»

Am nächsten Morgen wurde ich von einem schrillen Schrei geweckt. Ich sprang aus dem Bett und rannte ins Wohnzimmer. Polly stand in Nachthemd und Morgenmantel am Fenster und murmelte kopfschüttelnd vor sich hin. «Heilige Mutter Gottes, da soll mich doch ...» Ich folgte ihrem Blick und konnte es selbst kaum glauben: Auf dem Kopf der Eule hockte ein dickes Eichhörnchen und nagte seelenruhig an einer grünen Pecannuss. Sein buschiger Schwanz

hing der Eule vom Kopf und ließ sie aussehen wie Daniel Boone mit seiner Waschbärmütze.

Polly machte auf dem Absatz kehrt und rannte in ihr Schlafzimmer. Sekunden später kehrte sie mit ihrer Flinte zurück.

«Mom, du wirst die Nachbarn erschrecken», flehte ich sie an. Ich hätte mir den Atem sparen können.

Sie preschte hinaus in den Garten, legte auf das Eichhörnchen an und schoss. Der Knall der Platzpatrone hallte durch die ruhige Wohnsiedlung. Ich stellte mir vor, wie die ganze Nachbarschaft vom Zorn der Gärtnerin und dem scharfen Geruch von Kordit geweckt wurde. Das Eichhörnchen flitzte so schnell davon, dass ich nur noch einen rotbraunen Schemen aus Fell und Schwanz sah, der in einer zittrigen Linie vom Nussbaum bis zum Zaun und dann darüber hinwegschoss. Polly fluchte laut und ging dabei an ihre äußersten Grenzen, von *rotzfrecher Mistkerl* über *räuberischer Bastard* zu *verdammter Hurensohn*.

«Mom ...», sagte ich. «Es ist Sonntagmorgen!»

«Jesus würde das verstehen!», schrie sie aufgebracht. «Der hat damals im Tempel auch die Beherrschung verloren und die Wucherer rausgeworfen! Die waren eine ebenso große Plage, die Eichhörnchen Jerusalems!»

«He, Sie!», rief eine scharfe, brüchige Stimme vom Nachbargrundstück. «Was zum Teufel machen Sie da?»

Unser Gartentor ging quietschend auf, und vor uns stand der alte Tornello in langem Nachthemd und Pantoffeln. In der Hand hielt er eine Harke, an der noch gelbe Reste von seinem verfluchten Löwenzahn klebten. Sein Gesicht war puterrot und vor Wut verzerrt.

«Lady», warnte er Polly. «Wenn Sie noch einmal hier in der Gegend herumballern, ruf ich die Polizei!»

«Das sind bloß Platzpatronen», entgegnete sie gelassen. «Und wenn ihr alter Kater auch nur einen Pfifferling wert

wäre, gäbe es hier überhaupt keine Eichhörnchen, weder in meinem noch in Ihrem Garten!»

«Lassen Sie bloß meinen Marty aus dem Spiel!», schrie Tornello. Er drückte eine faltige, mit Leberflecken überzogene Hand auf seine Brust. «Mein Arzt sagt, mein Herz kann jeden Moment den Geist aufgeben! Ich darf mich nicht aufregen.»

«Sie hatte heute Morgen noch keinen Kaffee», versuchte ich ihn kläglich zu beschwichtigen.

Er drohte Polly mit dem Zeigefinger. «Eins sag ich Ihnen: Sie werden mich eines Tages noch umbringen!»

[...]